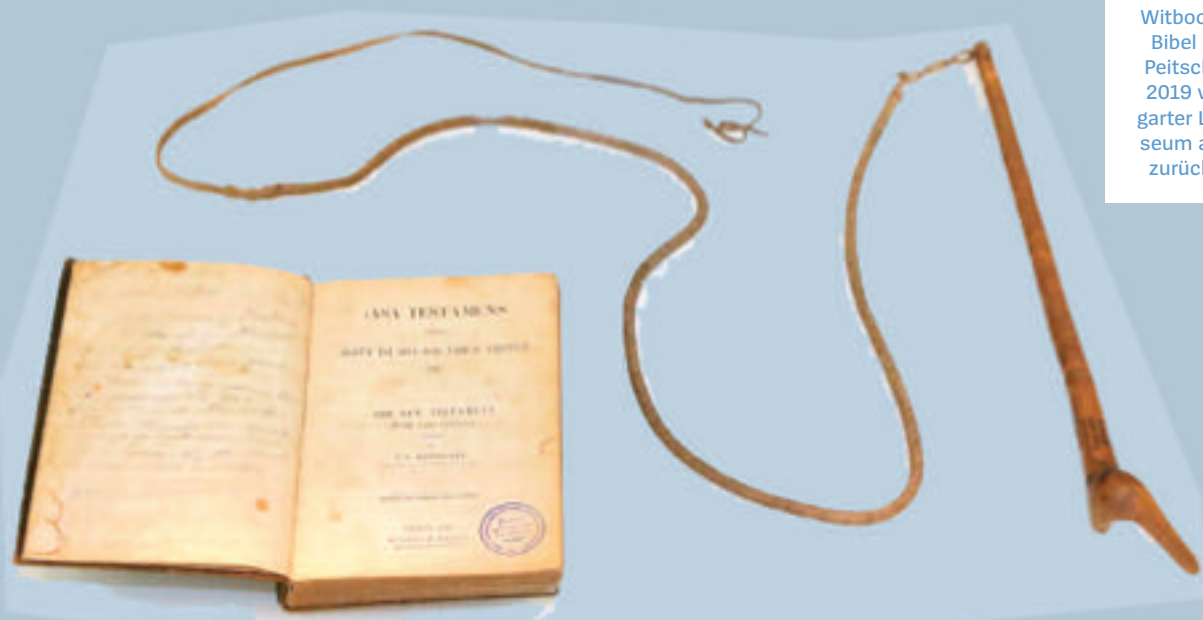


A man wearing a wide-brimmed hat, a brown jacket, and light-colored trousers stands in a field of tall green grass. He is holding a rifle in his right hand. The background shows a line of trees under a cloudy sky.

»Friede ist zugl

Besitz

Witboois (l. 1907) Bibel und seine Peitsche wurden 2019 vom Stuttgarter Linden-Museum an Namibia zurückgegeben.



eich mein Tod«

Widerstand Der Nama-Anführer Hendrik Witbooi wehrte sich in Deutsch-Südwestafrika lange gegen das Vordringen der Kolonialisten. Die Deutschen schlugen erbarmungslos zurück. *Von Ruth Hoffmann*

Dass ihr euch der Regierung der Weißen unterworfen habt und noch dazu glaubt, weise gehandelt zu haben, (...) wird für euch sein, als ob ihr die Sonne auf dem Rücken trüget«, schrieb der Nama-Kaptein Hendrik Witbooi im Mai 1890 an seinen Rivalen, den alten Herero-Chief Maharero. Er spielte damit auf eine bekannte Fabel an, in der ein Schakal der Sonne anbietet, sie zu tragen. Als er merkt, dass sie ihm den Rücken verbrennt, versucht er, sie abzuschütteln. Doch als es ihm schließlich gelingt, haben die Brandspuren bereits tiefe Narben hinterlassen. »Ich weiß nicht«, schrieb Witbooi weiter, »ob ihr und das Hererovolk die Sitten, Gesetze und Handlungsweise dieser Regierung verstehen werdet und ob ihr längere Zeit friedlich und ungestört unter dieser Herrschaft werdet bleiben können.«

Witbooi wusste, wovon er sprach. Sein Volk hatte bereits Bekanntschaft mit den »Sitten« der Weißen gemacht: Aus ihrer ursprünglichen Heimat am Kap waren die Nama, die »roten Menschen«, wie sie sich selber nannten, von burischen Siedlern verdrängt worden und mussten immer weiter nach Norden ausweichen. Witboois Warnung war Ausdruck dieser Erfahrung früherer Generationen. Er wusste, dass der »Schutzvertrag«, den Maharero mit Reichskommissar Heinrich Göring geschlossen hatte, in Wahrheit nur den Kolonialherren nutzte. Vor ihrer Gier bot kein Vertrag auch nur den geringsten Schutz.

Sechs Jahre war es her, dass der Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz den Nama eine Bucht im Süden plus fünf Meilen Hinterland abgekauft hatte – wohlwissend, dass der damalige Kaptein zwar mit der britischen Maßseinheit

vertraut war, aber nicht wusste, dass die deutsche Meile fast viermal länger war. Gegen 10 000 Mark und 260 Gewehre bekam Lüderitz so ein Gebiet, das viermal größer war als das, was die Nama glaubten verkauft zu haben. Wenige Monate später, am 7. August 1884, wehte dort die Fahne des Deutschen Kaiserreichs zu den Klängen von »Heil dir im Siegerkranz«, und vor der Küste feuerten zwei deutsche Schiffe Salut. Auftakt zum »Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika« – der ersten deutschen Kolonie.

Ein bescheidener Start, zumindest aber keine waffenstarrende Machtdemonstration: Zunächst entsandte das Kaiserreich lediglich drei Beamte, um seinen international erklärten Anspruch auf das Land zwischen dem portugiesisch besetzten Angola und der britischen Kapkolonie zu bekräftigen. Erst als sich zeigte, dass die Herrschaft ohne militärische Unterstützung nicht durchzusetzen war, schickte man nach und nach Soldaten hinterher. Vergleichsweise kleine Kontingente allerdings – vor allem gemessen an den etwa 100 000 Ovambo, 80 000 Herero, 20 000 Nama, 4000 Basters und 40 000 Bergdamara und San, die in dem Gebiet lebten.

Ihre zahlenmäßige Unterlegenheit machten die Deutschen mit Waffen wett. Und mit der »Häuptlingspolitik«, mit der sie Volksgruppen gegeneinander ausspielten und gegen die Zusage unbedingter Gefolgschaft militärische Hilfe anboten. »Das war sehr geschickt von den Deutschen, denn so mussten die Anführer die Vorgaben der Kolonialherren an ihre Untertanen weitergeben«, sagt Jürgen Zimmerer, Professor für Globalgeschichte an der Universität Hamburg. »Der Zorn der Bevölkerung richtete sich daher lange Zeit auch nicht primär gegen die Besatzer, sondern gegen die eigenen Großleute.«

Witboois erhaltene Briefe und Aufzeichnungen belegen eindrucksvoll, wie gut er die Mechanismen des Kolonialismus durchschaute und um die Gefahren wusste, die sie mit sich brachten. Zugleich dokumentieren sie seinen – letztlich vergeblichen – Kampf um Unabhängigkeit. Heute gehören sie zum Unesco-Weltdokumentenerbe.

Der um 1835 geborene Sohn eines Nama-Kapteins wuchs im christlichen Glauben auf, den schon seine Groß-

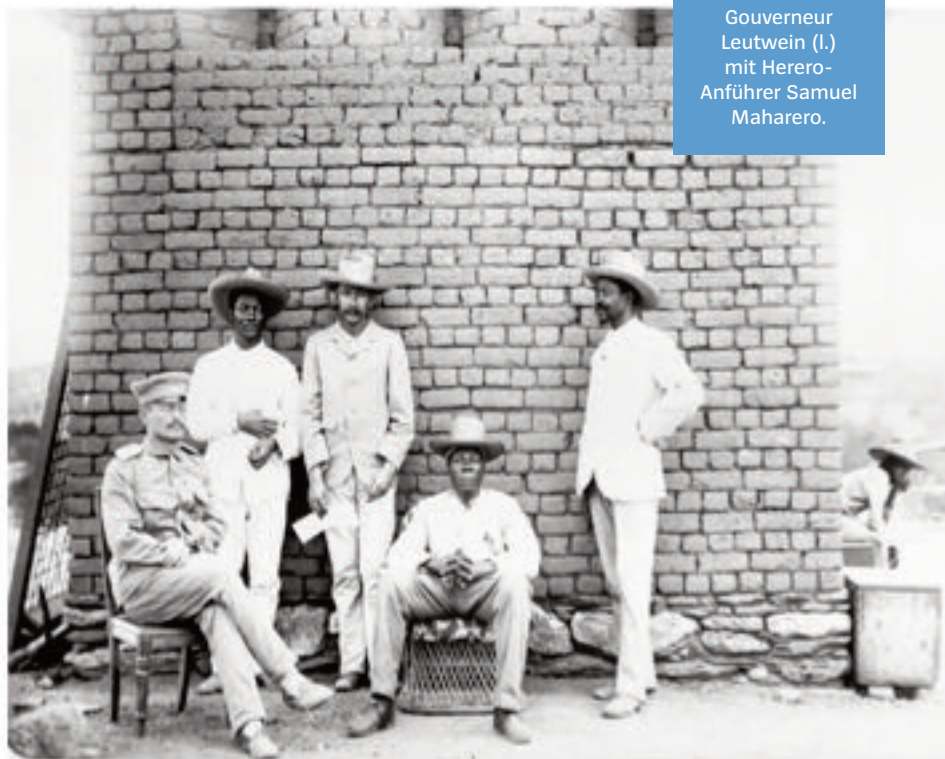
»Ihr werdet unbefriedigt sein, weil er nicht nach Eurem Willen und altgewohnten Gesetzen handeln wird. Nun ist es aber schon zu spät. Ihr seid bereits in seiner Gewalt.«

Hendrik Witbooi

1890 an seinen Rivalen, den alten Herero-Chief Maharero

Begegnung

1895 traf sich Gouverneur Leutwein (l.) mit Herero-Anführer Samuel Maharero.



eltern angenommen hatten. Er war gebildet und beherrschte mehrere europäische Sprachen. Sein Großvater hatte die Nama in den 1850er-Jahren aus der Kapregion über den Oranje geführt, wo sie mit den aus dem Norden vordringenden Herero aneinandergerieten.

Die Konkurrenz der beiden Völker um Wasserstellen und Weidegebiete führte immer wieder zu blutigen Auseinandersetzungen. Nachdem Witbooi 1888 Kaptein der Witbooi-Nama wurde, hatte auch er damit zu tun. Anders als der Herero-Chief verbat er sich in diesem Konflikt aber jede Einmischung der Deutschen. Stattdessen bemühte er sich immer wieder um Frieden mit den Herero – und um einen Schulterchluss gegen die Invasoren aus Europa.

Doch Chief Maharero hatte sich entschieden, den »Schutzvertrag« zu unterzeichnen, um im Kampf gegen die Nama die Deutschen auf seiner Seite zu haben. Im Gegenzug erlaubte er ihnen, in Windhuk eine Militärstation zu errichten. Als Maharero im Oktober 1890 starb,

halfen die Kolonialbeamten seinem Sohn Samuel, das Amt zu übernehmen und unterstützten ihn auch in den folgenden Jahren, indem sie ihm Konkurrenten vom Hals hielten.

Die Abhängigkeit, in die er sich damit begab, war kalkuliert. »Das Vorgehen von Dr. Göring werdet ihr nicht verstehen«, warnte Witbooi. »Ihr werdet unbefriedigt sein, weil er nicht nach Eurem Willen und altgewohnten Gesetzen handeln (...) wird. Nun ist es aber schon zu spät (...) Ihr seid bereits in seiner Gewalt.«

Der alte Streit zwischen Herero und Nama kam den Deutschen gelegen, denn so konnten sie Witbooi in die Enge treiben und als Aggressor hinstellen: Er solle sich fügen und Frieden schließen, schrieb ihm Göring. Man werde es »nicht lange mehr mitansehen«, dass er »das Land und Volk, welches unter deutschem Schutz steht« beunruhige. »Dass die deutsche Regierung ganz andere Macht besitzt, Dir zu schaden, wirst Du wohl einsehen.«

Witbooi ließ sich nicht einschüchtern, doch ihm war klar, dass der Druck mit jedem »Schutzvertrag« wuchs, den die Deutschen mit anderen Volksgruppen schlossen. »Sie erzählen den Kapitänen, dass sie mit ihnen Freundschaft schließen wollen, damit nicht andere starke Völker den Kapitänen ihr Gebiet wegnehmen«, schrieb er an einen Freund. Ihm schiene es aber, »als ob die Deutschen das Land selber nehmen möchten«.

Das wollten sie in der Tat. Militärische Gewalt sollte dabei jedoch aus Kostengründen vermieden werden. Man setzte auf Bündnisse, den Erwerb von Land für deutsche Siedler und den allmählichen Aufbau einer Verwaltung. »Die Politik der indirekten Herrschaft sollte die Afrikaner darüber hinwegtäuschen, welche grundlegenden Veränderungen vor sich gingen. So gewann man Zeit, die Strukturen des kolonialen Staates zu errichten«, sagt Zimmerer.

Voller Sorge musste Witbooi mitansehen, wie sich auch manche seiner Leute zum Landverkauf überreden ließen. Dabei kannte das traditionelle Recht der Nama keine ausschließliche Nutzung von Wasserstellen, Weiden oder Wegen. »Für jeden Reisenden, der durch unser Land kommt, halten wir diese Dinge frei zur Verfügung, sei er von roter, weißer oder schwarzer Farbe«, schrieb Witbooi. Die Deutschen aber »drängen den Menschen (...) ihre Gesetze auf, verbieten das freie Herumstreifen (...), verbieten ihnen freie Verfügung über ihr eigenes Wasser und über die Weide«. Ihr Gesetz sei »nur zum Schaden und zur Bedrückung des Menschen«.

Mehrmals suchte der neue Reichskommissar Curt von François Witbooi persönlich in der Siedlung Hornkranz auf, um ihn von der Vergeblichkeit seines Widerstands zu überzeugen. Witbooi ließ sich nicht beirren: »Dieses Afrika ist als Ganzes das Land der roten Kapitäne«, wird er im überlieferten Protokoll der Begegnung zitiert. »Dass wir verschiedene Königreiche und Gebiete besitzen, bedeutet nur eine nebensächliche Unterteilung.«

Soviel Eigensinn musste bestraft werden. François wartete nur noch die Verstärkung aus Deutschland ab, dann

SCHNELLES WISSEN Wie funktionierten »Schutzbriefe«?

Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur. Hi omnes lingua, institutis, legibus inter se differunt. Gallos ab Aquitanis Garumna flumen, a Belgis Matrona et Sequana dividit. Horum omnium fortissimi sunt Belgae, propterea quod a cultu atque humanitate provinciae longissime absunt, minimeque ad eos mercatores saepe citissimi sunt Belgae, propterea quod a cultu atque omneant atque ea quae ad effeminandos animos pertinent important, proximique sunt Germanis, qui

überfiel er am 12. April 1893 Hornkranz. Nach längerem Gefecht gelang es Witbooi, sich mit seinen Kriegern in die Berge zurückziehen. Daraufhin ließ François das Dorf verwüsten, die Bewohner ermorden und 40 Frauen und Kinder nach Windhuk verschleppen.

Witbooi begann nach diesem Massaker einen Guerillakrieg gegen die Deutschen. Seine Briefe zeigen, wie er zugleich versuchte, Allianzen mit anderen Nama-Kapitänen zu schließen und sie für den Widerstand zu gewinnen. Auch mit dem neuen Landeshauptmann Theodor Leutwein, der François im Frühjahr 1884 ablöste, stand er in engem Kontakt: »Ich kann nicht verstehen, dass das Sünde und Schuld ist, wenn ein Mensch sein Eigentum und Gut nicht hergeben will«, heißt es in einem Brief. »Dieser Krieg (...) ist nicht durch mich verursacht.« Er verkenne die Verhältnisse«, antwortete ihm Leutwein. »Dem Deutschen Kaiser gegenüber bist du nur ein kleiner Kapitän.« Er habe »keine andere Wahl als bedingungslose Unterwerfung unter den Willen Seiner Majestät (...) oder Krieg bis zur Vernichtung«.

Ohne eine weitere Truppenverstärkung konnte Leutwein allerdings nicht losschlagen. So hielt er Witbooi mit scheinbaren Friedensangeboten hin – und ließ derweil Bäume fällen, um freies Schussfeld zu haben. Nachdem die angeforderten Soldaten eingetroffen waren, teilte Leutwein Witbooi schriftlich mit, dass er am 20. August sein Quartier in Naukluft angreifen werde. Für das zu erwartende Blutvergießen sei allein Witbooi verantwortlich.

»Ich habe den deutschen Kaiser in seinem Leben noch nicht gesehen«, schrieb der zurück. »Deshalb habe ich ihn auch noch nicht erzürnt, mit Worten oder Taten. Gott der Herr hat verschiedene Königreiche auf die Welt gesetzt und deshalb weiß und glaube ich, dass es (...) kein Verbrechen ist, dass ich selbstständiger Häuptling meines Landes und meines Volkes bleiben will.« Wenige Tage später waren Witbooi und seine Leute umzingelt, die letzte Wasserstelle der Nama unter deutscher Kontrolle. Witbooi blieb nur die Kapitulation.

»So sitze ich nun in Eurer Hand und Friede ist zugleich mein Tod und der Tod meiner Nation«, notierte er. Am

15. September 1894 unterschrieb er den »Schutz- und Freundschaftsvertrag«. Die Nama mussten in ein Reservat bei Gibeon ziehen, wo sie der Kontrolle des Bezirkshauptmanns unterstellt waren. Bei Bedarf mussten sie aufseiten der Deutschen »Heeresfolge« leisten. »Die Konsolidierung der deutschen Kolonialmacht in Südwest-Afrika war damit zunächst abgeschlossen«, konstatiert Zimmerer. »Nun begann der Aufbau des Rassestaates mit seiner zunehmenden Enteignung und Entrechtung der Afrikaner.«

In den folgenden zehn Jahren – aus deutscher Perspektive eine »Friedensperiode« – bekämpfte das deutsche Militär mit seinen zur Kollaboration gezwungenen Verbündeten immer wieder »aufständische Stämme«. Mehr und mehr Land ging in die Hände von Deutschen über.

Mit welchem Selbstverständnis sich diese in der Kolonie niederließen, zeigen die Aufzeichnungen deutscher Siedlerinnen. Sie schildern das Land als raues Naturparadies, das von guten Christen gezähmt werden müsse, da die Einheimischen dazu nicht in der Lage seien.

Diese Mischung aus Abenteuer und blankem Rassismus passte ideal zu den Zielen des aufstrebenden Kaiserreichs: »Deutsch-Südwestafrika« sollte zur Blaupause eines Rassestaates werden – mit einer deutschen Führungsschicht an der Spitze und einem Heer rechtloser schwarzer Arbeiterinnen und Arbeiter. Dass dieses Ziel allein mit »Schutzverträgen« zu erreichen sei, erwies sich jedoch als Irrtum, denn mit der Zeit untergrub diese Politik die Autorität der lokalen Oberhäupter.

Als 1897 die Rinderpest ausbrach und 95 Prozent der Herden verendeten, geriet das traditionelle Gefüge endgültig aus den Fugen. Um nicht zu verhungern, waren viele Herero nun gezwungen, auf den Farmen deutscher Siedler oder in der Verwaltung zu arbeiten und bekamen so immer deutlicher zu spüren, mit welcher Art von System sie es zu tun hatten: Ein System, das allein auf die Bedürfnisse der Weißen zugeschnitten war; dessen Gerichtsbarkeit schon geringste Vergehen von Afrikanern hart bestrafte, während Weiße selbst bei Mord oder Vergewaltigung oft straffrei ausgingen. Ein System, das den Afrikanern durch seinen inhärenten Rassismus jede

SCHNELLES WISSEN Was waren »Schutztruppen«?

Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur. Hi omnes lingua, institutis, legibus inter se differunt. Gallos ab Aquitanis Garumna flumen, a Belgis Matrona et Sequana dividit. Horum omnium fortissimi sunt Belgae, propterea quod a cultu atque tissimi sunt Belgae, propterea quod a cultu atque humanitate provinciae Ion gissime absunt, minimeque ad eos mercatores saepe comeant atque ea quae ad effeminandos animos pertinent important, proximique sunt Germanis, qui

Selbstbestimmung versagte, ihre Entrechtung vorantrieb und so Übergriffen, Betrug und Misshandlungen Tür und Tor öffnete.

»Die Menschen machten die Erfahrung, dass ihre traditionellen Eliten nicht mehr in der Lage waren, sie zu schützen, vor allem gegen Übergriffe der Kolonialisten«, sagt Zimmerer. »Besonders junge Leute forderten darum ihre Oberhäupter immer vehementer zum Widerstand auf.« Unter der vermeintlich friedlichen Oberfläche gäerte es, und schließlich genügte ein Funke, um einen Flächenbrand zu entfachen.

Dieser entzündete sich Anfang 1904 in Okahandja am provozierenden Verhalten des Distriktchefs gegenüber einer Gruppe Herero. Der Konflikt eskalierte, es kam zum Schusswechsel, bei dem drei deutsche Beamte starben. Leutwein rückte aus, um der Verwaltung im Süden zu Hilfe zu kommen. Bisher hatten sich Unruhen durch eine schnelle Vergeltungsaktion stets im Keim ersticken lassen, jetzt aber war die Wut schon zu groß: Am 12. Januar erklärten die Herero den Deutschen den Krieg.

Da niemand damit gerechnet hatte und ein Großteil der Soldaten im Süden beschäftigt war, gelang es ihnen innerhalb weniger Tage, einen Großteil Zentralnamibias zu besetzen. Sie plünderten Farmen und Siedlungen und töteten insgesamt 123 Deutsche. Frauen und Kinder wurden auf Befehl Samuel Mahareros jedoch verschont. Warum die Herero ihren Vorsprung nicht zum Sieg ausbauen, ist bis heute ungeklärt. Major Leutwein nutzte ihr Zögern, um mit gesammelten Kräften zum Gegenschlag anzusetzen.

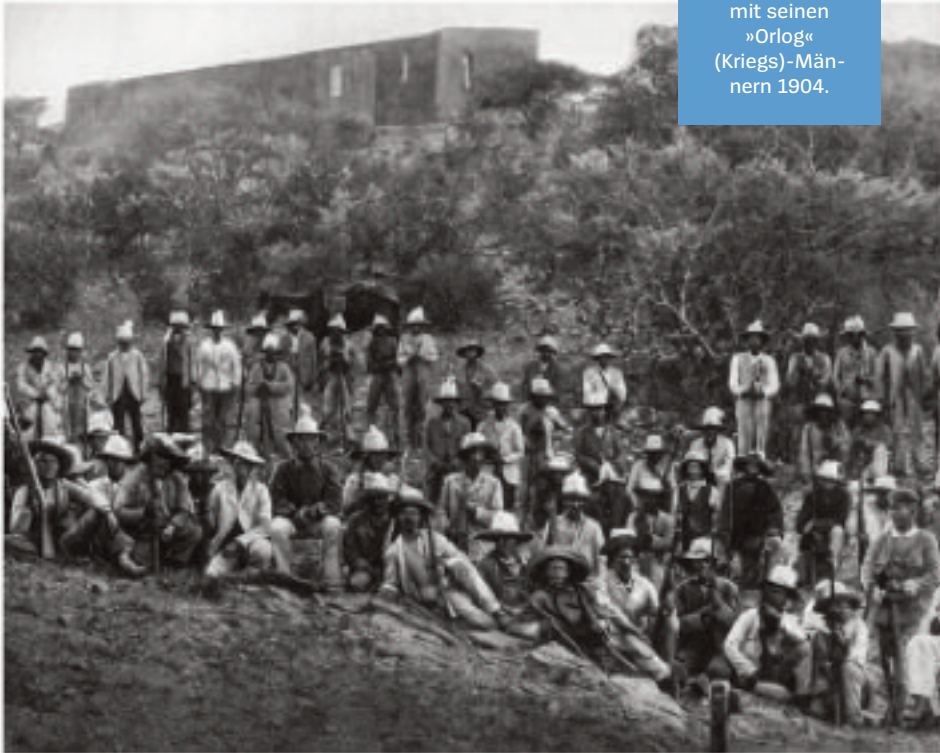
Bald traf massive Verstärkung aus dem Reich ein; Siedler übten eigenmächtig Vergeltung. »Aufräumen, aufhängen, niederknallen, bis auf den letzten Mann«, forderten viele. In Berlin machte man Leutweins »Milde« für die Situation verantwortlich, weshalb der Kaiser die Operation seinem Generalstab übertrug und als Ablösung für Leutwein Generalleutnant Lothar von Trotha nach Afrika schickte. Der war für seine Brutalität bekannt und hatte 1896 bereits einen »Aufstand« der Waheke in Deutsch-Ostafrika niedergeschlagen.

Im Zusammenhang mit dem antikolonialen Widerstand ist bis heute meist nicht von Krieg, sondern von »Aufständen« die Rede. »Dieser Begriff impliziert zum einen, dass es sich um Erhebungen gegen ein legitimes politisches System gehandelt habe. Das gibt aber nur die Perspektive der Kolonialmacht wieder,« kritisiert Zimmerer. »Aus Sicht der afrikanischen Bevölkerung war es ein Kampf gegen ausländische Invasoren. Zum anderen ignoriert er die internationale Dimension der Auseinandersetzung. Man sollte deshalb besser von Krieg und Genozid sprechen.«

Als Trotha im Juni 1904 das Kommando übernahm, warnte ihn Leutwein, dass man die Herero noch als »Viehzüchter und besonders als Arbeiter« brauche, sich im Übrigen ein Volk von gut 60 000 »nicht so leicht vernichten« lasse. Man solle sie lieber »politisch tot« machen und ihnen Reservate zuweisen, die »für ihre Bedürfnisse gerade

»Die wasserlose Omaheke sollte vollenden, was die deutschen Waffen begonnen hatten: die Vernichtung des Hererovolkes.«

Der deutsche Generalstab
In der offiziellen Darstellung des Herero-Aufstands



Bewaffnung
Henrik Witbooi mit seinen »Orlog« (Kriegs)-Männern 1904.

ausreichen«. Afrikaner würden »nur der Gewalt weichen«, erwiderte Trotha. Diese »mit krassem Terrorismus und selbst mit Grausamkeit auszuüben, war und ist meine Politik«.

Anfang August kreiste er mit sechs Truppenverbänden das Gebiet um den Waterberg ein, auf dessen Plateau sich die Herero mit Frauen, Kindern und Vieh versammelt hatten. Trotha setzte schweres Geschütz und Maschinengewehre ein und sah zu, wie die Überlebenden aus der Umkesselung in die angrenzende Omaheke-Wüste flohen. Die ließ er abriegeln und alle Wasserstellen besetzen. Zehntausende Herero verdursteten.

»Keine Mühen (...) wurden gescheut, um dem Feinde den letzten Rest seiner Widerstandskraft zu rauben«, hieß es später in der offiziellen Geschichte des Generalstabs. »Wie ein halb zu Tode gehetztes Wild war er von Wasserstelle zu Wasserstelle gescheucht, bis er schließlich (...) ein Opfer der Natur seines eigenen Landes wurde. Die wasserlose Omaheke sollte vollenden, was die deut-

schen Waffen begonnen hatten: die Vernichtung des Hererovolkes.«

Gemäß des »Schutzvertrags« hatte auch Witbooi Einheiten bereitgestellt. Doch dann hörte er vom Schicksal der Herero. Nama-Krieger, denen es gelungen war zu desertieren, berichteten außerdem davon, wie gnadenlos die »Schutztruppe« vorgeht. So entschloss sich der mittlerweile 70-Jährige erneut zum Widerstand.

Eines Tages, so viel war klar, würden die Deutschen auch die Nama angreifen. Den Zeitungen konnte man ohnehin schon seit Langem entnehmen, was nach der »Niederschlagung des Aufstands« kommen sollte: die Entmachtung der lokalen Führer und die Erziehung der »Eingeborenen« zu einer fügsamen Arbeiterschicht. Ende September erklärte Witbooi den Deutschen den Krieg. Fast alle Nama-Großleute folgten ihm, und wo sie es nicht taten, schlossen sich viele Menschen auf eigene Faust an.

Statt offener Schlachten führten die Nama einen erfolgreichen Guerillakrieg, der die Deutschen noch vier Jahre lang in Atem hielt. Witbooi aber wurde am 29. Oktober 1905 von einer Kugel in den Oberschenkel getroffen und verblutete. Mit ihm sei »der letzte Nama-Häuptling dahingegangen«,

schrrieb die Deutsche Kolonialzeitung. »Sein Tod hat das Schicksal seines Volkes besiegelt. Es wird fortan ein Dienstvolk des weißen Mannes sein.«

Für dieses Ziel setzte die Schutztruppe den Vernichtungskrieg mit allen Mitteln fort: Brunnen wurden vergiftet, Vieh getötet, Gefangene hingerichtet, Zivilisten zu Zwangsarbeit gezwungen und in eigens dafür angelegte Camps deportiert – sogenannte Konzentrationslager. »Bezeichnenderweise wurde dieser Begriff damals gebräuchlich«, sagt Zimmerer. »Auch das macht deutlich, mit welchem Gedankengut wir es hier zu tun haben.

Der Krieg gegen die Herero und Nama war der erste von Deutschen verübte Völkermord, lange vor dem Holocaust.« Per kaiserlichem Dekret wurde das Land aller am »Aufstand« beteiligten Stämme zum deutschen Staatseigentum erklärt. In Ketten gelegte Afrikanerinnen und Afrikaner, Gefangenentransporte und sogar Hinrichtungen wurden beliebte Postkartenmotive. Ihr Land haben die Nama und Herero bis heute nicht wieder.